

Roswitha Gruber



Marianne

Freud und Leid einer
jungen Bergbäuerin



 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

© Rosenheimer Verlagshaus GmbH & Co. KG,
Rosenheim unter dem Titel »Der Fluch der Altbäuerin«
Gekürzte Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Rosenheimer Verlagshauses.



© 2022 Brunnen Verlag GmbH, Gießen
www.brunnen-verlag.de
Umschlagfoto: mauritius images/ClassicStock/
H. Armstrong Roberts
Umschlaggestaltung: Daniela Sprenger
Satz: DTP Brunnen
Druck: CPI books GmbH
Gedruckt in Deutschland
ISBN 978-3-7655-4373-9

Inhalt

Die Vorgeschichte	5
Im Vaterhaus	7
Der Jungbauernball	61
Dreimal ein Antrag	82
Leben auf dem Bergbauernhof	122
Lawinen	171
Eine Witwe schlägt sich durch	212
Der Fluch	248
»Du sollst keine andere Frau neben mir haben«	285
Der Nachkömmling	307
Versöhnung	323
Stammbaum	334

Die Vorgeschichte

Die folgende Geschichte begann mit einer Mail, die ich im Oktober 2015 erhielt:

*»Sehr geehrte Frau Gruber,
ich bin eine Anhängerin Ihrer Bücher. Sie erinnern mich lebhaft an meine eigene Geschichte. Wenn es Ihnen recht wäre, würde ich Ihnen davon erzählen. Vielleicht lässt sich daraus auch ein Buch machen.
Liebe Grüße vom Bärenhof
Marianne T.«*

Neugierig, wie ich bin, hängte ich mich gleich ans Telefon. Dabei erfuhr ich so viel Interessantes über diese Frau und ihre Familie, dass es mich reizte, sie kennenzulernen.

Einige Zeit später war sie bei mir zu Gast, ich ließ mir erzählen und machte eifrig Notizen. Spontan entschied ich mich für den Titel »Der Fluch der Altbäuerin«.¹

Für diejenigen, die mit dem Begriff nichts anzufangen wissen, sei hier kurz erklärt: Eine Altbäuerin ist die Frau, die den Hof ihrem Sohn oder ihrer Tochter übergeben hat und sich aufs Altenteil zurückzieht. Im Jahr darauf machte ich

einen Gegenbesuch auf dem Bärenhof. Für mich ist es wichtig, die Örtlichkeiten und das Umfeld der Protagonisten zu erforschen.

Anschließend waren noch einige Telefonate nötig, und viele Mails gingen hin und her, bis ich alle notwendigen Informationen beisammen hatte. Dann setzte ich mich an meinen Schreibtisch und das Ergebnis liegt nun vor Ihnen. Wie immer wünsche ich Ihnen viel Freude beim Lesen.

Roswitha Gruber

¹ Anm. des Brunnen Verlags: So heißt das Buch in der Hardcover-Ausgabe des Rosenheimer Verlagshauses

Im Vaterhaus

Jetzt lasse ich Marianne zu Wort kommen.

Ich möchte von meiner am längsten zurückliegenden Erinnerung berichten: Es war ein heißer Sommertag, mein fünfjähriger Cousin Richard und ich saßen in einem von meinem Vater grob zusammengezimmerten Sandkasten im Schatten eines Apfelbaumes. Einträchtig backten wir viele Kuchen, indem wir feuchten Sand in unsere Förmchen pressten und sie dann mit Schwung auf die Umrandung des Sandkastens kippten.

Ein Erntewagen, gezogen von zwei Kühen, rumpelte vom Hof. Der Vater, mit der Peitsche in der Hand, ging neben den Tieren her, während hinten auf dem Wagen meine Mutter und Richards Mutter Liesl saßen. Sie winkten uns freundlich zu, nachdem sie uns zuvor eindringlich ermahnt hatten, brav zu sein, schön zu spielen und nicht vom Hof zu laufen. Sie wollten bald wieder da sein.

Ihre Ermahnungen beherzigten wir auch geraume Zeit, doch irgendwann wurde uns die Kuchenbackerei zu fad. Wir machten uns einen Spaß daraus, alle Kuchen mit der flachen Hand

platt zu hauen und den Sand wieder in den Kasten zu scharren.

»Was machen wir jetzt?«, fragte ich Richard, nachdem es nichts mehr zu zerdrücken gab. Mein Cousin hatte immer tolle Einfälle.

»Wir schauen mal nach, ob wir was zu essen finden. Ich hab Hunger.«

Mein Magen knurrte auch. Also schlichen wir uns in die Speisekammer, wo wir bald einige Kiachl (kleine in Fett ausgebackene Küchlein) fanden, die vom Vortag übrig geblieben waren. Jeder von uns nahm sich eines auf die Faust und mit vollen Backen kauend stolchten wir durchs ganze Haus.

Zunächst nahmen wir den Dachboden in Augenschein. Dort entdeckten wir für unsere Begriffe wahre Schätze: alte Matratzen, auf denen wir wunderbar herumhopsen konnten, und ausrangierte Schränke, in denen es allerlei Zeug aus vergangenen Zeiten hervorzukramen gab. In allen Ecken lagen und standen eine Menge Dinge herum, die wir gar nicht benennen konnten. Nach einer Weile stießen wir auf eine Kiste mit alten Kleidern und Hüten. Wir probierten alles an, bewunderten uns gegenseitig und fanden uns todschick.

Bald wurde uns die Modenschau aber auch

zu langweilig. Wir stiegen wieder hinab in den ersten Stock, wo die Schlafkammern lagen. In diese warfen wir nur kurze Blicke, denn was es dort zu sehen gab, wussten wir längst. Auch im Erdgeschoss war nichts Neues für uns zu entdecken – da gab es nur die Küche und die Stube, die wir in- und auswendig kannten. Unternehmungslustig begaben wir uns also in den Keller.

Zunächst sahen wir gar nichts, denn durch die winzigen Kellerfenster fiel nur wenig Licht. Nachdem sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, fiel unser Blick auf einen Kohlehaufen, der in einer Ecke aufgeschüttet war. Die Waschküche schien uns uninteressant zu sein, wir ließen sie links liegen. In einem etwas größeren Kellerabteil befand sich eine Kiste, in der verschrumpelte Kartoffeln lagen. Daneben standen einige völlig leere Stellagen, in denen wohl die Winteräpfel aufbewahrt wurden. Die diesjährigen hingen jedoch noch an den Bäumen, ebenso wie die Zwetschgen, Birnen und Nüsse. Auf einem Regal standen ein paar Gläser mit eingemachten Stachelbeeren und Gläschen mit verschiedenen Marmeladen.

Im nächsten Kellerraum wurde es endlich interessant. Rundum waren Regale angebracht,

auf denen sich alles Mögliche angesammelt hatte. Am meisten beeindruckte uns ein Apparat mit einem großen bauchigen Teil, das rotgoldenen glänzte und von dem allerlei gewundene Röhren abgingen. Wir wagten es aber nicht, ihn anzurühren, denn er schien sehr kostbar zu sein. Wenn wir den kaputt machten, würde das eine gehörige Strafe nach sich ziehen.

Neben diesem geheimnisvollen Ungetüm befanden sich allerlei leere Flaschen, nur eine sah aus, als sei sie gefüllt. In dem Fach darüber lagerten leere Blechdosen, kaputte Töpfe, Schüsseln und Pfannen. In einem anderen Regal stapelten sich leere Gläser verschiedener Größen. Nachdem wir nichts gefunden hatten, das zum Spielen geeignet gewesen wäre, wandte sich Richard der vollen Flasche zu. Er witterte ein wohlschmeckendes Getränk darin und hatte nach dem Verzehr des süßen Kiachls großen Durst.

Geschickt entfernte er mit zwei Fingern den Korken, der nicht allzu weit hineingedrückt war, und setzte die Flasche an den Mund. Da ich ebenfalls durstig und neugierig war auf das geheimnisvolle Getränk, wartete ich geduldig ab, bis ich an die Reihe käme. Doch daraus wurde nichts. Plötzlich rutschte die Flasche aus Richards Händen, zersprang auf dem Boden in

tausend Stücke und die Flüssigkeit ergoss sich um ihn herum. Sekunden später schlug er der Länge nach hin.

»Richard, mach keinen Blödsinn!«, rief ich erschrocken und bückte mich zu ihm hinunter. Seine Augen waren geschlossen, er gab keinen Ton von sich. Verzweifelt rüttelte und zerrte ich an ihm und rief immer wieder seinen Namen, doch der Arme regte sich nicht.

Panik ergriff mich. Ich schrie aus voller Kehle und versuchte, aus dem Keller zu laufen, um Hilfe zu holen, doch ich bekam die Tür nicht auf. Vorsichtshalber hatte mein Cousin sie abgesperrt, damit wir nicht mitten in unserer Erkundungstour überrascht werden konnten, sollten die Erwachsenen zurückkehren. Da ich das Schloss nicht aufbekam, schrie ich immer wieder um Hilfe. Das Kellerfenster, das einen Spalt breit geöffnet war, befand sich zum Hinausklettern viel zu hoch über mir.

In einer Ecke entdeckte ich einen Reisigbesen. Mit dem Stiel klopfte ich immer wieder gegen die trübe Scheibe und auch gegen die Tür, weil das mehr Lärm verursachte, als mit den kleinen Fäusten dagegenzuhämmern. Auf einmal wurde mir bewusst, dass mich niemand hören konnte – Eltern und Tante waren ja auf dem Feld, um

das Getreide einzufahren! Und da wir am Rand einer kleinen Gemeinde lebten, wohnten unsere Nachbarn so weit entfernt, dass sie mich unmöglich hören konnten.

Immer wieder schüttelte ich meinen Cousin, der kein Lebenszeichen von sich gab. Entmutigt setzte ich mich schließlich auf einen umgestülpten Eimer und begann, bitterlich zu weinen.

Wie lange ich so dasaß, bis ich endlich den Wagen in den Hof rumpeln hörte, weiß ich nicht. Nun witterte ich meine Chance. Erneut schrie ich aus Leibeskräften, um mich bemerkbar zu machen, und wieder klopfte ich mit dem Besenstiel ans Kellerfenster. Doch die Heimkehrenden hörten mich nicht. Offenbar waren sie direkt hinters Haus zur Tenne gefahren, um abzuladen.

Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis ich Mutter und Tante im Haus rufen hörte: »Nannerl, Richard, wo seid ihr?«

»Hier! Hier sind wir!«, rief ich mit einer Stimme, die vom vielen Schreien schon ganz heiser war.

Endlich machten sich Mutter und Tante an der Kellertür zu schaffen.

»Ja, Kinder, was tut ihr denn im Keller?«, rief Mama aufgebracht. »Macht sofort auf!«

»Ich kann nicht«, jammerte ich.

»Dann soll Richard aufsperrn!«, befahl die Tante.

»Der kann auch nicht.«

Die beiden Frauen mussten kurz darauf ums Haus herumgeeilt sein, denn auf einmal erschien Mamas Gesicht am Kellerfenster. »Habt Geduld«, rief sie.

»Ich werde den Papa rufen!«

Wenig später tauchte tatsächlich dessen Gesicht an dem kleinen schmutzigen Fenster auf. Er versuchte vergeblich, hineinzugelangen, doch die als Einbruchssicherung angebrachten Metallspangen ließen sich nicht lösen. Angesichts der erfolglosen Hilfeversuche begann ich abermals, zu schreien und zu weinen.

»Nannerl, bleib ganz ruhig. Der Richard soll an die Tür gehen, dann erkläre ich ihm, wie man sie aufmacht.«

»Der kann nicht! Er schläft«, stieß ich in jämmerlichem Ton hervor.

Nun sprach der Papa beruhigend auf mich ein: »Nannerl, ich komm jetzt zur Kellertür, um dir zu helfen. Du gehst auch zur Tür und passt gut auf. Ich sage dir dann, wie du sie aufmachen kannst.«

Mit dem Handrücken wischte ich mir die Tränen ab und konzentrierte mich ganz auf das, was der Papa mir vom Kellergang aus erklär-

te. Der erste Versuch, die Tür zu öffnen, klapperte nicht. Der Papa erklärte wieder und wieder mit unaufhörlicher Geduld, und endlich sprang das Schloss auf. Ich weiß nicht, wer erleichterter war, meine Eltern oder ich.

Mein Vater sah den Buben unbeweglich am Boden liegen. Aufgrund des Geruchs, den die verschüttete Flüssigkeit verströmte, war ihm sofort klar, was geschehen sein musste. »Mein Gott! Der Junge hat von dem Nachlauf getrunken«, rief er den beiden Frauen zu, die sich hinter ihm in den Kellerraum gedrängt hatten. »Ich muss sofort einen Krankenwagen bestellen!«

Er rannte nach draußen, wo er sein altes Radl aus dem Schuppen zerrte, ein anderes Verkehrsmittel stand ihm nicht zur Verfügung. Wenig später trat er so kräftig in die Pedale, wie er nur konnte. Das nächste Telefon befand sich zu der Zeit im Postamt, von wo aus er einen Krankenwagen anforderte.

Tante Liesl wurde unterdessen von Panik ergriffen, als sie ihren Sohn inmitten der Alkohol-lache und der Glasscherben leblos am Boden liegen sah. Spontan wollte sie ihn hochreißen, doch meine Mutter rief: »Halt! Ich will erst die Scherben wegkehren, damit du ihn und dich nicht verletzt.«

Wenig später trug Liesl ihren Sohn hinauf in die Küche und legte ihn auf den Tisch. Sie rüttelte Richard immer wieder, gab ihm leichte Watschn auf die Wangen und beschwor ihn wieder und wieder: »Richi, mein Liebling, wach doch auf!« ...